



Unsere neue Serie:
10 Mythen zur psychischen Gesundheit

Abbildungen: AdobeStock

Liebe Mitarbeitende, liebe Freund:innen der Theodor Fliedner Stiftung,

das neue Jahr hat nun schon wieder ein paar Tage auf dem Buckel. Dennoch bietet diese erste Ausgabe von fliedner plus 2023 Anlass, noch einmal kurz zurückzuschauen, nicht nur auf den Jahresbeginn, sondern – wie Sie sehen werden – sogar in die Advents- und Weihnachtszeit. Stichworte wie „Weihnachtsbude“ und „Hoffnungskarten zum Advent“ verweisen darauf.

Auch der Jahreswechsel war bei vielen gewiss mit Hoffnungen und Erwartungen verbunden. Wir im Vorstand beispielsweise sind mit der Hoffnung gestartet, dass die Zusammenarbeit zu dritt gut gelingt und sich als gedeihlich für die gesamte Theodor Fliedner Stiftung erweist. Damit meinen wir natürlich die Menschen, die sich uns anvertrauen, zugleich aber auch unsere Mitarbeiter:innen. Die ersten Erfahrungen im Miteinander haben diese Hoffnung gestärkt und zur Gewissheit werden lassen.

Fliedner plus 1-2023 zeigt wieder einen Ausschnitt aus der Vielfalt des bunten Lebens in unserer Stiftung und ihren Einrichtungen. Erstmals gibt es darüber hinaus auch einen „Augenblick mal!“. Das ist der Auftakt zu einer regelmäßigen Kolumne, in der es darum gehen soll, einen kleinen Denkanstoß zu geben, der sich aus Inhalten christlichen Glaubens speist. Dabei wird nicht immer die Arbeit Thema sein, denn das Leben ist ja weit mehr als das.

Wir hoffen, dass die erste fliedner-plus-Ausgabe in 2023 auf Ihr Interesse stößt und sind für Anregungen und Hinweise dankbar.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre



Frank Eibisch

Sabine Halfen

Claudia Ott



Jobrad – steigen Sie auf!

1. Wer oder was ist JobRad?

JobRad ist eine **Marke der LeaseRad GmbH** und funktioniert ähnlich wie das bewährte Dienstwagenleasing:

- Sie beziehen bequem Ihr Wunschrad über den Arbeitgeber
- und versteuern den geldwerten Vorteil mit 1% des Rad-Bruttolistenpreises
- Durch die Möglichkeit der Entgeltumwandlung sparen Sie Steuern und Sozialversicherungsbeiträge bei der Nutzungsrate für das Rad.

2. Welche Vorteile habe ich als Arbeitnehmer durch ein JobRad?



Einsparvorteile genießen

Durch vorteilhafte Versteuerung viel günstiger als Direktkauf. Sparen Sie bei JobRad bis zu 25-35%.



Vorzüge kleiner Raten nutzen

Die Abwicklung der Leasingrate erfolgt über die monatliche Lohnabrechnung – ganz ohne Mehraufwand.



Fit sein

Zur Arbeit mit dem Rad – das steigert die Fitness und macht den Kopf frei.



Mehr vom Tag haben

JobRadler ziehen im Berufsverkehr an den Autoschlängen vorbei. So bleibt mehr Zeit für die wichtigen Dinge.



Verantwortung zeigen

JobRadler bewegen viel für die Umwelt. Sie sorgen für weniger Staus und saubere Luft.

3. Wie komme ich an ein JobRad?

Das meinJobRad-Portal ist...

- ein browserbasiertes Bestellportal
- sicher, dank verschlüsselter Datenübertragung
- eine komfortable Schaltzentrale für die Bestellung Verwaltung Ihrer JobRäder
- mobil erreichbar unter:

<https://bit.ly/3wsFMVr>

Inhalt

Jobrad – steigen Sie auf!	3
Ist Mülheim barrierefrei?	4-5
„Augenblick mal!“	6
Hoffnung zum Mitnehmen	7
Schnappschuss des Monats	7
Interview mit Frank Eibisch	8-10
10 Mythen zur psychischen Gesundheit	11
Leben in, mit und für die Diakonie“	12-13
5 Fragen an...	14
Bündnis junge Generation	15
„Wunscherfüller-Aktion“	16
Wenn Alkohol zum Problem wird	17
Das Haus am Babelsberger Park	18-19
Klima und Psyche	20

Fliedner-Klient:innen prüfen Mülheim auf Barrieren

Ist Mülheim barrierefrei? Dieser Frage ist eine Gruppe von Menschen mit Behinderungen nachgegangen. Nun haben die Fliedner-Nutzer:innen die Ergebnisse dem Oberbürgermeister im Rathaus präsentiert.

„Die Aufzüge sind viel zu oft defekt“, berichtet Nives Pagliardini. Sie selbst ist wie viele andere Mülheimer:innen oder Menschen, die die Stadt besuchen, auf den Rollstuhl angewiesen. Zugleich macht sie sich stark für andere Menschen, die auf Gehhilfen angewiesen sind oder Personen mit Kinderwagen. Am Hauptbahnhof sei es nicht möglich – ohne das Gebäude bei jeglichen Witterungsbedingungen zu verlassen und einen langen Umweg zu nehmen – zu den Busebenen zu gelangen. Auch der Aufzug am Radschnellweg sei häufig defekt. „Wie in vielen anderen Städten auch sind in Mülheim öffentliche Aufzüge immer wieder ein Problem“, stimmt Oberbürgermeister Marc Buchholz zu. Die Situation in Bestandsgebäuden sei nicht immer einfach neu zu denken, gerade wenn es sich wie beim

Hauptbahnhof um ein ursprüngliches Provisorium handele, das länger Bestand hatte, als geplant. „Wenn wie jetzt Umbaumaßnahmen stattfinden, können wir eingreifen.“ Der OB schlägt vor, dass die Behindertenkoordinatorin der Stadt, Inge Lantermann, mit den beteiligten Umbau-Unternehmen Kontakt aufnimmt, um die Pläne zu prüfen.

Spannende Einblicke für beide Seiten

Mit diesem Thema als Auftakt ergibt sich ein schwungvoller Termin. Die Gruppe aus Menschen mit Behinderungen, die allesamt Nutzer:innen der Theodor Fliedner Stiftung sind, trägt ihre Kritikpunkte vor, das Team der Stadt – neben Marc Buchholz auch Inge Lantermann mit





Kollegin Meike Vesper sowie Dr. Hanna Hinrichs, Mitarbeiterin der Sozialdezernentin – hört zu und gibt Auskunft. Präsentiert werden die Ergebnisse einer Tour im vergangenen Jahr, hier nahm eine noch größere Runde aus Nutzer:innen und Mitarbeiter:innen der Theodor Fliedner Stiftung die Mülheimer Innenstadt unter die Lupe. Im Rathaus kommt es auch zum Lerneffekt für beide Seiten. So erfährt der Oberbürgermeister, dass es im Amtsgericht eine unglückliche Fahrstuhl-Situation gibt und Termine nur schwer vor Ort durchzuführen sind. Die Fliedner-Nutzer:innen lernen, dass die Stadt im Hause des Amtsgerichtes nur bedingt handlungsfähig ist. „Wir werden gemeinsam einen Termin mit der Bauabteilung des Landes vor Ort machen und uns die Sache anschauen“, schlägt Marc Buchholz vor. Und auch für den Weg zum Amtsgericht auf der Georgstraße soll es eine Lösung geben. So hat die Gruppe angemerkt, dass dort die Bordsteine nicht abgesenkt sind. Inge Lantermann sprach zudem eine Einladung in die verschiedenen Arbeitskreise der Stadt aus.

Nicht zuletzt ging es auch um das Rathaus. Nadine Knopf berichtete von ihrer eigenen Hochzeit und dem Termin beim Standesamt. „Es ist einfach schade, wenn

es als Rollstuhlfahrerin nur die Möglichkeit gibt, den Hintereingang zu nutzen, gerade wenn es um festliche Termine geht.“ Damit erntete sie vollen Zuspruch des Oberbürgermeisters. „Zunächst möchte ich betonen: Ich kann verstehen, dass man als Mülheimer Bürger:in den Wunsch und auch den Anspruch an die Stadt hat, durch den Haupteingang das Rathaus aufzusuchen.“ Die Problematik bei Bestands- und gerade bei historischen Gebäuden mit der Barrierefreiheit sei tatsächlich nicht einfach. Daher werde man die Möglichkeiten prüfen. „Ich möchte dafür sorgen, dass es zumindest bei feierlichen Anlässen wie Hochzeiten möglich ist, dass Sie die gleichen Fotomotive zwischen den Bögen unseres Rathauses und die gleichen Momente wie alle anderen erleben können.“ Natürlich gab es neben Hinweisen zu Verbesserungen auch Lob. Melanie von der Beeck und Anette Walencyk lobten das Mülheimer Medienhaus als ideal umgesetztes Gebäude und sagen unisono: „Weiter so!“ Für die Zukunft hat sich die Gruppe vorgenommen, in regelmäßigen Abständen weitere Begehungen vorzunehmen. Marc Buchholz begrüßt das Vorhaben: „Als Stadtverwaltung profitieren wir immer von den Erfahrungen unserer Mitbürger:innen, ich freue mich auf weitere Berichte.“ ■

„Augenblick mal!“

Unter dieser Überschrift wird es ab dieser Ausgabe von „flieger plus“ regelmäßig eine Kolumne geben, die einen kleinen Denkanstoß bieten und zur Unterbrechung einladen will. „Perspektive Mensch“ – das heißt, die Mitmenschen in den Blick nehmen. Wer oft damit beschäftigt ist, tut gut daran, gelegentlich innezuhalten, um sich auf seine Wurzeln und seine Motivation zu besinnen. Darum soll es in diesen Texten gehen: „Augenblick mal!“ – mit Blickrichtung auf Gott, auf den Mitmenschen und auf sich selbst.

#ausliebe – das ist das Thema einer Kampagne zum 175-jährigen Jubiläum der Diakonie in Deutschland. Auch in der Theodor Fliedner Stiftung wird dieses Motto in diesem Jahr – wie ein roter Faden – immer wieder einmal aufgenommen werden, z. B. in Diakonie- und Leitbildfortbildungen.

Treffender und schlichter kann es nicht gesagt werden, warum wir miteinander unterwegs sind: aus Liebe. Das ist der entscheidende Beweggrund. „Gott ist Liebe“, heißt es in der Bibel (1. Johannes 4, 16). Eindeutiger kann Gott nicht charakterisiert werden. Etwas anderes hat bei Gott und in Gott keinen Platz. Gott ist Liebe – und nicht etwa Hass oder Gleichgültigkeit. Mindestens genau so interessant finde ich, wie es dann weitergeht: „Und wer in der Liebe lebt, ist mit Gott verbunden, und Gott ist mit ihm verbunden.“ Das heißt ja: Wer immer sich der Liebe öffnet, gehört zu Gott. Und wo immer diese Liebe mit Leben erfüllt wird, ist Gottes liebevolle Lebendigkeit gegenwärtig.

Alle Menschen sind dem Grunde nach liebesbedürftige und liebesfähige Wesen. Davon bin ich fest überzeugt. Klar, da gerät manchmal etwas durcheinander, auch bei mir. Dann denke ich, jetzt sei es aber genug mit der Liebe; jetzt müssten andere Saiten aufgezogen werden. Aber dann merke ich, dass ich damit nicht nur anderen schade, sondern auch selbst etwas Wesentliches von meinem Menschsein verliere. Und dann finde ich hoffentlich zurück dazu, dass mein Leben und das Leben meiner Mitmenschen reich und lebenswert wird **#ausliebe**.

Also: Lassen Sie uns dranbleiben – **#ausliebe!**

In Liebe ☺

Ihr

Frank Eibisch



Hoffnung zum Mitnehmen im Tannenbaum

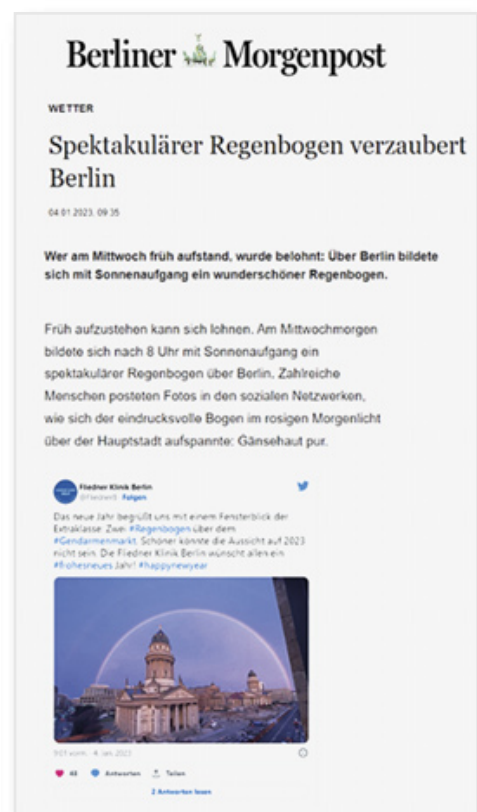
Hoffnung zum Mitnehmen – danach haben sich in diesem Jahr viele Menschen gesehnt. Die Postkarten der Kirchengemeinde stießen daher auf große Resonanz. Auf der Mutmachkarte konnte man ankreuzen, was man sich wünscht oder auch selbst einen Wunsch formulieren – und damit seinen Mitmenschen eine Freude machen. Manche nutzen auch den Aufruf, um mit ihrem persönlichen Mutmacher den Baum in der Dorf-Kirche zu schmücken. Und so baumelten im herrlich geschmückten Tannenbaum nicht nur bunte Sterne und Kerzen, sondern auch viele glitzernde Karten mit ganz persönlichen Wünschen. ■



Schnappschuss des Monats

Direkt vor den Fenstern und Türen der Fliedner Klinik Berlin gab es zum Beginn des Jahres dieses Naturspektakel der Extraklasse zu sehen: Ein doppelter Regenbogen über dem Gendarmenmarkt in Berlin-Mitte.

Der Schnappschuss schaffte es sogar in die Berliner Morgenpost. ■



Im Gespräch mit Frank Eibisch



Zum 1. Januar 2023 hat Frank Eibisch den theologischen Vorstand und Vorstandsvorsitz in der Theodor Fliedner Stiftung übernommen. Zusammen mit Sabine Halfen (kaufmännischer Vorstand und stellvertretende Vorstandsvorsitzende) und Claudia Ott (Fachvorstand) ist das Führungs-Trio in der Stiftung nun komplett. Der 58-Jährige ist Dipl.-Theologe, Dipl.-Diakoniewissenschaftler, Master of Health Business Administration sowie Führungs- und systemischer Coach. Neben der Ausgestaltung der theologischen Ausrichtung und christlichen Identität zählt auch das Management in diakonischen Unternehmen zu den Schwerpunkten seiner Arbeit. Die fliedner-plus-Redaktion war mit Frank Eibisch im Gespräch.

Herr Eibisch, Sie kommen gebürtig aus dem Erzgebirge und sind nun die ersten Tage im Ruhrgebiet. Wie war Ihr erster Eindruck vom „Ruhrpott“?

Mein Eindruck ist, dass die Leute, die hier sind, sehr gerne hier leben und ein Herz haben für dieses Gebiet und auch für Menschen unterschiedlicher Herkunft. Meine große Überraschung ist, wieviel Grün und wieviel Landschaft es hier gibt. Ich schätze es, dass die Menschen hier direkt sind, aber herzlich und aufgeschlossen.

Sie arbeiten seit fast 20 Jahren in der Diakonie. Was bedeutet Ihnen Diakonie und warum ist es Ihnen so wichtig, in einem diakonischen Unternehmen zu arbeiten?

Ich hab schon von Kindesbeinen an Berührung zur Diakonie. Ich hatte beispielsweise eine Großtante in Hamburg, die uns immer mal besuchte. Sie war Diakonisse und das hat mich seinerzeit schon schwer beeindruckt. Als Schüler habe ich auch Praktika gemacht und auch während des Studiums in diakonischen Krankenhäusern. Ich habe auch als Gemeindepastor im Diakonieverein



mitgearbeitet im Vorstand und im Hospizverein in Chemnitz. Und ich merke einfach, mein Herz schlägt dort, wo Kirche für Menschen da ist, die nicht unbedingt selber zu ihr gehören. Die sich freuen über Zuwendung, die auf Zuwendung angewiesen sind. Für mich ist Diakonie ein Teil der Kirche, der ganz stark nach außen geht. So stelle ich mir Kirche grundsätzlich vor: Wort und Tat sehr direkt und organisch miteinander zu verbinden. Und andererseits ist diese kirchliche Rückbindung bzw. die Rückbindung an den christlichen Glauben und die Verwurzelung da. Das ist aus meiner Sicht auch wirklich ein Alleinstellungsmerkmal, das kein anderer sozialer Wohlfahrtverband hat. Und das beides miteinander zu verbinden: Also christliche Wurzeln, aber offen für viele und mit vielen Menschen gemeinsam in diesem Sinn und Geist unterwegs zu sein. Das ist der Kern dessen, was mich begeistert an Diakonie.

Worauf freuen Sie sich in der Theodor Fliedner Stiftung besonders?

Auf die Menschen, die hier arbeiten. Und ich muss sagen, ich bin bisher nicht enttäuscht worden. Ich freue mich natürlich auch, gemeinsam mit den Kolleginnen Verantwortung zu übernehmen, Dinge gestalten zu können. Eigene Erfahrung und Ideen einbringen zu können, Neues kennenzulernen. Aber vor allem auf die Menschen.

Beim ersten Kennenlernen der Mitarbeitenden in der Hauptverwaltung haben Sie zur Gitarre gegriffen, die Sie augenscheinlich schon länger beherrschen. Welche Rolle spielt Musik in Ihrem Leben? Und welche Musik begleitet Sie durch Ihr Leben?

Musik spielt eine sehr, sehr große Rolle in meinem Leben. Und das schon immer. Von Kindesbeinen an. Ich durfte – oder musste – schon als 5- oder 6-Jähriger vor der Gemeinde Solo singen, weil ich offensichtlich einen erträglichen Sopran hatte und hab immer in Chören mitgesungen. Ich habe mehrere Instrumente gelernt und gespielt: im Posaunenchor, Chor, in der Gemeinde, in der Jugendgruppe haben wir unheimlich viel gesungen. Und irgendwann hab ich dann zur Gitarre gegriffen, weil es ein sehr schönes Instrument ist: zum einen zum gemeinsamen Singen und zum anderen auch die Mädels beeindruckt hat. Dass ich meine Frau kennengelernt habe und mit ihr zusammen bin, mag zu einem Teil vielleicht auch mit dem Gitarrenspiel zu tun haben.

Ich bin sehr vielfältig, was meine musikalischen Interessen anbelangt: Mir ist wichtig, dass es keine platte, hingeworfene Musik ist. Von Monteverdi bis Metallica geht bei mir ganz viel. Ich mag Bob Dylan und überhaupt die Musik der 60er Jahre. Ich war großer Beatlesfan, auf Stones-Konzerten. Ich mag Bruce Springsteen. Aber auch Liedermacher. Und klassische Musik, auch hier sehr unterschiedliche. Und Bach und Mozart, das sind für mich die Größten.

Wo und wie finden Sie Kraft für Ihre Aufgaben? Was entspannt Sie?

Musik. Poesie. Die Natur. Menschen, denen ich mich anvertrauen kann. Stille. Gute Texte.

Wie würden Sie sich mit drei Worten beschreiben?

Zuverlässig. Zugewandt. Neugierig.



Mit welcher Persönlichkeit würden Sie gerne einmal plaudern?

Bob Dylan. Gerhard Schöne, ein Liedermacher, der mich sehr geprägt hat. Oder auch Reinhard Mey. Mit Helmut Schmidt hätte ich auch gerne mal geplaudert.

2019 haben Sie im Buch „Führung und Organisation – Entwicklungen im Management der Sozial- und Gesundheitswirtschaft“ einen Artikel über „Führung als Resonanzgeschehen“ veröffentlicht. Was ist damit gemeint?

Mich hat das Buch von Hartmut Rosa – und überhaupt seine Bücher – sehr stark beeindruckt und geprägt. Und mit dem Begriff Resonanz hat er etwas gefunden, was in mir tatsächlich Resonanz erzeugt hat. Resonanz heißt, dass Dinge miteinander in Schwingung geraten. Ich gebe einen Impuls und es gibt einen Gegenimpuls. Hartmut Rosa stellt in diesem Buch die These auf „Wenn Beschleunigung das Problem ist, dann ist Resonanz vielleicht die Lösung.“ Es geht dabei darum, was wir der Beschleunigung unserer Zeit entgegensetzen können. Er findet für mich einen fantastischen Ansatz, mit diesem Begriff der Resonanz, sich selber in der Welt zu sehen und zu verstehen. Es gibt Impulse, die man aufnimmt, aber auch wiedergibt. Und es gibt umgekehrt Impulse, die man anderen gibt und eine Resonanz bzw. Schwingung entsteht, die wieder zurückkommt.

Und Führung ist für mich eben auch ein Resonanzgeschehen. Führung heißt, Impulse geben. Das, was dann an Reaktion kommt, wiederum aufzunehmen, sich davon beeinflussen zu lassen. Und umgekehrt: Die Impulse, die von den zu Führenden kommen, auch aufzunehmen und wieder zurückzugeben, sodass da ein Beziehungsgeschehen entsteht. Und nicht einfach eine einseitige Ansagedas ist nicht mein Ansatz.

Apropos Publikation: Welches Buch hat Sie zuletzt am meisten beeindruckt?

„Stille“ von Erlin Kagge. Ein norwegischer Autor. Der einzige Mensch, der zu Fuß sowohl den Nordpol, als auch den Südpol und den Mount Everest erwandert hat. Er schreibt in diesem Buch über Stille und das hat mich unglaublich berührt und beschäftigt mich noch immer. Und ein zweites Buch: Der cherubinische Wandersmann von Angelus Silesius, ein Mystiker. Das ist eine Sammlung von Verslein, die er gedichtet hat. Dort lese ich auch immer wieder drin.

Zum Schluss noch eine spontane Fragerunde:

<i>Eule oder Lerche?</i>	Eher Lerche
<i>Kino oder Theater?</i>	Theater
<i>Links- oder Rechtshänder?</i>	Rechtshänder
<i>Hunde oder Katze?</i>	Weder noch
<i>Komödie oder Krimi?</i>	Krimi
<i>Kuli oder Füller?</i>	Füller
<i>Kaffee- oder Tee?</i>	Kaffee
<i>Schokolade oder Chips?</i>	Chips
<i>Lieber Sommer- oder Winterurlaub?</i>	Sommer
<i>Facebook ist... – eher Fluch oder Segen?</i>	Eher Segen
<i>Ihr letzter Kinofilm?</i>	Halleluja, ein Film über Leonhard Cohen und dieses Lied, fantastischer Film

Herzlich gelacht habe ich zuletzt...

in unserem heutigen Jour fixe mit der Unternehmenskommunikation.

Vielen Dank Herr Eibisch für dieses Interview! ■

Unsere neue Serie: 10 Mythen zur psychischen Gesundheit

Eine Depression ist keine richtige Krankheit, Essstörungen betreffen nur Mädchen und Frauen und eine Psychotherapie bringt doch eh nichts? Auch wenn das Bewusstsein für psychische Störungen innerhalb der Gesellschaft wächst, werden immer noch viele Mythen rund um die psychische Gesundheit hartnäckig aufrechterhalten. Wir haben die 10 gängigsten Mythen einem Faktencheck unterzogen und stellen Ihnen in jeder Ausgabe zwei vor.

Mythos #1

„Eine psychische Störung ist ein Zeichen von Schwäche.“

Fakt: Psychische Störungen sind Erkrankungen und können jeden treffen, unabhängig von Willenskraft, sozialem Status, Einkommen oder Geschlecht. Fast jeder dritte Mensch leidet Schätzungen zufolge mindestens einmal im Leben an einer psychischen Erkrankung. Depressionen und Angstzustände sind dabei die häufigsten psychischen Störungen in der Europäischen Region.

Quelle: Aktionsbündnis Seelische Gesundheit:

www.seelichegesundheit.net/wissen/stigma/



Mythos #2

„Zwischen Psychotherapeut:in, Psycholog:in und Psychiater:in gibt es keinen Unterschied.“

Fakt: Als „Psycholog:in“ dürfen sich nur Personen bezeichnen, die ein Hochschulstudium im Hauptfach Psychologie absolviert haben. Die Berufsbezeichnung „Psychotherapeut:in“ darf nur von Psycholog:innen geführt werden, die eine Berufszulassung aufgrund des Psychotherapeutengesetzes besitzen, sowie von Ärzt:innen mit einer entsprechenden Zusatzausbildung. Demnach gibt es psychologische und ärztliche Psychotherapeut:innen. Letztere und „Psychiater:innen“ haben Medizin studiert und eine anschließend fachärztliche Ausbildung gemacht.

Quelle: Berufsverband deutscher Psychologinnen und Psychologen: <https://www.bdp-verband.de>

Leben in, mit und für die Diakonie

Rückblick von Diakon Dieter Eckgold, Bad Kreuznach

1942 in Westfalen geboren, absolvierte ich nach der Schule eine Ausbildung zum Industriekaufmann, um damit der Vorstellung meines Vaters nach einem „vernünftigen Beruf“ zu entsprechen. Mein Wunsch war es jedoch, geprägt durch mein Pädagogen-Elternhaus und durch meine ehrenamtliche Gruppenleitertätigkeit im CVJM in Wuppertal, etwas mit Jugendlichen zu tun und so bewarb ich mich nach der Lehrzeit und nur einem Jahr der Tätigkeit als Industriekaufmann an der Diakonenschule der „Diakonenanstalt Duisburg“ in Mülheim, jetzt: Theodor Fliedner Stiftung.

Menschen mit Behinderungen, Alte und Kranke waren mir bis zu diesem Zeitpunkt noch etwas Unbekanntes – und so begegnete ich diesen erstmals 1962 aktiv in meinem Vorpraktikum in einem „Siechenheim“. Dem gängigen Prinzip „sauber, satt und ruhig“ setzte ich damals als 21-Jähriger die Kommunikation mit den zu betreuenden Menschen entgegen.

Besonders im Kinderheim „Haus am Hang“ in Boppard, das zur Diakonenanstalt gehörte und eine Einrichtung für junge Menschen mit geistigen Behinderungen war, machte ich ein Zwischenpraktikum während meiner Ausbildung. Ich setzte mich immer wieder mit der medizinischen Leitung über die Art und Weise der Betreuung auseinander. Sätze wie z. B. „geistig behinderte Kinder

können nicht schwimmen lernen“, konnte ich widerlegen, indem ich mit den Kindern ins Freibad ging. Dort hatte mir der Bademeister empfohlen, zunächst bei Regenwetter zu kommen, dann könne er mit mir zusammen die Aufsicht und Anleitung zum Schwimmen übernehmen. (In den Jahren von 1964 bis 1970 war es noch überwiegend üblich, dass nur ein Betreuer für eine Gruppe mit 24 Kindern und Jugendlichen alleine zuständig war!) Nach dem Sommer hatten die Kinder sich an die Schwimmbecken gewöhnt; in den Landeskrankenhäusern und Psychiatrien, wo die meisten vor der Aufnahme in Boppard gelebt hatten, hatten sie niemals ein Schwimmbad kennengelernt. Nach einigen Wochen konnten mehrere der behinderten Jungen die Freischwimmer-Prüfung erfolgreich ablegen! Reiten, Wandern, Singen, Musizieren und Schlittenfahren, Elemente, die ich vormals in der Jugendarbeit praktiziert hatte, wandte ich jetzt auch in der Erziehung der behinderten Jungen und Jugendlichen an.

Ersatzschulische Ausbildung und Förderung waren auch „Abendhalte“ meiner Betreuungsarbeit. Von den 24 Jungen ‚meiner‘ Gruppe waren alle „ausgeschult“; es konnten aber zwei Jugendliche nach 3-jährigen sporadischen schulischen Übungen an einer Schule den externen Hauptschulabschluss erlangen.

Mit dem evangelischen und dem katholischen Pfarrer der Bopparder Ortsgemeinde hatte ich ein Programm abgesprochen für die Vorbereitung der meisten Jungen für die offizielle Konfirmation und für wenige auch zur Erstkommunion.

Um wirklich in der Lage zu sein, adäquate Förderung leisten zu können, suchte ich nach einer speziellen heilpädagogischen Ausbildung, die Ende der 60er Jahre erst nur wenige Schulen anboten. Da kam nun für mich die „Stiftung Kreuznacher Diakonie“ ins Spiel. Hier bot man die



Einsegnung zum Diakon 1966 in Selbeck (Eckgold 1. Reihe, 2. v. r.)

Ausbildung zum Heilpädagogen an, die ich von Boppard aus berufsbegleitend absolvierte. Nachdem die „Kreuznacher“ mehrmals bei mir nachgefragt hatten, wechselte ich schweren Herzens 1971 als Erziehungsleiter der Heilerziehungs- und Pflegeheime in die Stiftung Kreuznacher Diakonie. Meiner Entscheidung ging die beabsichtigte Schließung des Knabenheimes in Boppard voraus.

Mit meiner jungen Familie, ich hatte mittlerweile meine Frau Monika geheiratet, mit der ich zwei kleine Kinder hatte, zog ich um auf das Gelände der damaligen „Diakonie Anstalten“ in Bad Kreuznach. Fortan waren meine Familie und ich aufs Engste mit dieser Einrichtung verbunden. Unter anderem übernahm ich für sechs Heime auf dem Diakoniegelände eine dauernde „Hintergrund-Rufbereitschaft“.

Kennzeichnend für meine 34-jährige Arbeit hier war der Einsatz für die Menschen, für die ich mich verantwortlich fühlte. Das waren nicht nur die Bewohner:innen, sondern auch die Mitarbeiter:innen, immer vor Augen den Ausspruch von F. von Bodelschwingh: „Je besser du die Mitarbeiter pflegst, desto besser pflegst du die Behinderten.“

Meiner Vorstellung nach größtmöglicher Selbständigkeit der Bewohner:innen stand zu Anfang Unverständnis und Angst der leitenden Diakonissen und freien Mitarbeiter:innen entgegen. Mit Pfarrer Rainer Romahn an meiner Seite erkämpfte ich regelrecht das erste Wohnen außerhalb der Einrichtung für lern- und geistig behinderte Bewohner:innen. Was zur Jahrtausendwende gängige Praxis geworden war, das war Ende der 70er Jahre revolutionär. Vom Landessozialamt wurde ich eingeladen, in anderen ‚Behinderten-Einrichtungen‘ des Landes Rheinland-Pfalz über meine/unsere ersten Erfahrungen dieser Verselbstständigung der Heimbewohner:innen ermutigend zu referieren. Einzelne Wohnungen in Mehrfamilienhäusern in Bad Kreuznach hatte ich angemietet – für je drei bis vier erwachsene Heimbewohner:innen. Diese ersten sogenannten ‚Außenwohnungen‘ wurden von meiner Frau stundenweise erfolgreich betreut; später wechselten auch noch weitere Gruppenerzieherinnen in diese neuen Betreuungs- und Förderungsaufgaben.

Getreu der von Bodelschwinghschen Überzeugung „Es geht kein Mensch über diese Erde, den Gott nicht liebt“ war es für mich besonders wichtig, dass gerade auch den schwierigen, bzw. verhaltensauffälligsten Bewohner:innen immer wieder Betreuungsmöglichkeiten eröffnet wurden.

Neben meiner Heimleitertätigkeit für die Heilpädagogischen Einrichtungen der Kreuznacher Diakonie, die ich seit 1979 innehatte, konnte ich die praktischen Erfah-



Dieter Eckgold 2015

rungen und Kenntnisse in unterschiedliche Ausbildungen an der Diakonen- und der pädagogischen Fachschule einbringen.

Viele meiner Überzeugungen flossen vor der Eröffnung des Bodelschwingh-Zentrums 1979 in Meisenheim in das pädagogische Konzept dieser Großeinrichtung mit ein. Aktiv unterstützte ich zehn Jahre später zwei Heim-Neubauten auf dem Diakoniegelände, um die Gruppengrößen auf 12 Personen verringern zu können und neben den Mehrbettzimmern auch Einzelzimmer zur Verfügung zu haben.

Viele ehrenamtliche Engagements neben meiner Heimleitertätigkeit kennzeichnen mein Leben, das im Zeichen des diakonischen Gedankens steht – „Dienet einander, so dient ihr dem Herrn“.

Das waren seit 1971 insgesamt 34 Jahre Personalführung (von 120 Mitarbeiter:innen), Erziehungsberatung, konzeptionelle Planungen und Dokumentation – oft mit meinen „3 G“: Gespräche, Gemeinschaftspflege und Gitarre; dazu die Übernahme von Betreuungen (BtG), die damals zunächst Vormundschaften und Pflugschaften genannt wurden.

Innerhalb dieser Zeit war ich nebenamtlich 20 Jahre lang Presbyter in der Johannes-Kirchengemeinde in Bad Kreuznach und auch acht Jahre Mitglied des Kuratoriums der Theodor Fliedner Stiftung.

Verabschiedet in das Rentnerleben wurde ich 2005 mit einer Feier mit 400 Gästen, die mich in den vorhergehenden 34 Jahren begleitet hatten. Dankworte, Theateraufführungen, Musik und Tanz – ein fröhliches und den Nachmittag füllendes Programm bleiben mir unvergessen.

Dankbar konnte ich beim letztjährigen Treffen unserer Bruderschaft bzw. Diakonie-Gemeinschaft einen Glückwunsch zur 60-jährigen Mitgliedschaft entgegen nehmen.

5 Fragen an...

Philip Weyer

Zum 01. Januar hat Philip Weyer die Räumlichkeiten der Kommunikationsabteilung bezogen. Dort unterstützt der 26-Jährige als Online-Marketing-Manager das Team in den Punkten Website, Social Media, SEO & SEA. Vor seiner Tätigkeit bei der Theodor Fliedner Stiftung arbeitete er als Marketing-Manager im Bereich Activation & POS bei der METRO Deutschland GmbH. Dort war er für diverse größere und kleinere Aktivierungsmaßnahmen des Großhandelskonzerns zuständig.



1.
Wie würden Sie sich in drei Worten beschreiben?

Empathisch, humorvoll, aufgeschlossen.

2.
In der Theodor Fliedner Stiftung zu arbeiten, bedeutet für mich...

Für eine gute Sache zu arbeiten.

3.
Mit welcher Persönlichkeit würden Sie gerne einmal plaudern? (Und warum?)

Mit Phil Collins. Bin Fan der Musik und er wirkt wie eine nette und witzige Persönlichkeit.

4.
Was bedeutet für Sie Glück?

Eine Tasse Kaffee bei Sonnenschein.

5.
Welchen Traum möchten Sie sich gerne erfüllen?

Falafel in Tel Aviv essen.

Fliedner Klinik Berlin unterstützt neues Bündnis der Bundesfamilienministerin

Junge Menschen stärken

In Krisenzeiten sind junge Menschen einer besonderen psychischen Last ausgesetzt. Klimawandel, Pandemie, Ukrainekrieg und wirtschaftliche Ängste prägen ihren Alltag. Viele Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene machen sich zunehmend Sorgen, geraten in Stress oder leiden unter Einsamkeit. Um ihren Nöten Gehör zu verschaffen und ihre Rechte zu stärken, hat Bundesfamilienministerin Lisa Paus das „Bündnis für die junge Generation“ ins Leben gerufen, zu deren Erstunterzeichnenden auch Prof. Dr. Mazda Adli, Chefarzt der Fliedner Klinik Berlin, gehört. Sein Ziel: Einsamkeit enttabuisieren:

„Viele junge Menschen leiden unter Einsamkeit. Seit der Pandemie noch mehr als zuvor. Dabei ist Einsamkeit tabubehaftet. Viele schämen sich dafür. Ich möchte das Thema aus der Tabuzone holen. Denn: Einsamkeit ist nicht mehr traurig, wenn wir über sie reden.“

Das Bündnis startete am 8. Dezember. Ab 2023 folgen Gesprächs- und andere Begegnungsformate, in einem Jahr soll mit einer gemeinsamen Konferenz Zwischenbilanz gezogen werden. Mehr Informationen auf:

www.buendnis-junge-generation.de



Kund:innen von Rossmann erfüllen Wünsche

„Wunscherfüller-Aktion“ ein voller Erfolg

„Eine Mitarbeiterin von Rossmann aus der Nachbarschaft machte uns auf die Aktion aufmerksam“, berichtet Doreen Hochmuth aus dem Sozialen Dienst der Theodor Fliedner Wohnstätte in Hohndorf. In der Vorweihnachtszeit konnten Nutzer:innen Produktwünsche nennen und über Kärtchen in der Filiale veröffentlichen. Kund:innen von Rossmann konnten dann diese Produkte kaufen und spenden, darunter Tee, Duschgel oder Nagel-



lack. „Auch das Unternehmen hat etwas beigesteuert, alle haben zahlreiche Wünsche erfüllt.“ Damit aus den sehr persönlichen Wünschen eine gemeinsame Aktion wird, haben die Mitarbeiter:innen der Wohnstätte zusammen mit den Nutzer:innen jetzt einen Wellnessnachmittag geplant. ■

Fliedners Weihnachtsbude war ein voller Erfolg

Das erste Mal betrieben die Fliedner Werkstätten, allen voran die Betriebsstätte Mühlenhof mit der Hofmanufaktur, eine Einkaufsmöglichkeit mit Artikeln aus dem gesamten Fliedner-Universum. Winterliche Ideen zum Weihnachtsfest, Kleinigkeiten und hochwertige Produkte aus Holz, Stoff und vielem mehr. Schon jetzt wird an den Fortsetzungsmöglichkeiten gearbeitet. ■



WDR 1LIVE-Reportage über unsere Fachklinik Siloah

Wenn Alkohol zum Problem wird

Wie entwickelt sich eine Alkoholabhängigkeit und wie schaffen Menschen es wieder raus? 1LIVE-Reporterin Susanne Hoffmann geht diesen Fragen nach und hat dafür unsere Fachklinik Siloah besucht. Mit Rehabilitand:innen spricht sie über ihre Geschichte und ihren Weg aus der Sucht.

Eine Alkoholabhängigkeit bleibt oft unbemerkt. Ob sich jemand auf dem Weg in die Alkoholsucht befindet, ist äußerlich nicht immer zu erkennen. So war es auch bei Melina. Melina (Name geändert) ist 20 Jahre alt und macht eine Entwöhnungstherapie in unserer Fachklinik Siloah:

„Ich habe einen Beruf, ich habe eine Wohnung, ich habe einen Partner, ich habe Familie und ich habe trotzdem ein Problem. Man sieht es mir auf der Straße nicht an.“

Melina ist ihre Sucht anfangs nicht bewusst. Sie beginnt schleichend: „Wenn ich mich abends mit Freunden verabrede habe, habe ich meistens schon zu Hause etwas getrunken, weil ich es nicht abwarten konnte. Ich hatte dann so einen Druck was zu trinken.“ Dabei können nicht nur Trinkgewohnheiten, sondern auch Gefühle den Griff zur Flasche auslösen und eine Abhängigkeit befördern: „Sucht hat immer eine Geschichte. Viele unserer



Rehabilitand:innen sind unter schwierigen Bedingungen groß geworden. Die Substanz hat in dieser Entwicklung eine Funktion übernommen, z.B. mit negativen Gefühlen umzugehen“, erklärt der therapeutische Leiter der Klinik Dipl.-Psych. Markus Beyler.

Wie es Melina und den anderen Rehabilitand:innen in der Klinik Siloah geht, wie ihr Tag aussieht und was ihnen geholfen hat: Hören Sie hier die ganze Reportage!

Einfach den QR-Code scannen oder in der WDR-Mediathek und unter folgendem Link nachhören. ■



<https://www1.wdr.de/mediathek/audio/1live/1live-reportage/audio-nur-flaschen-bier-wenn-alkohol-zum-problem-wird-100.html>

100 Orte, die man in der Stiftung gesehen haben muss

Das Haus am Babelsberger Park

Judith Derner

Wir stehen vor einem dreigeschossigen Haus. Es ist von einer Seite umgeben von einem Garten, der parkähnlich angelegt ist. Hier grenzt das Grundstück an das Ufer zur Havel. Auf der anderen Seite des Hauses befindet sich ein kleiner hauseigener Parkplatz und eine Nebenstraße.

Das Haus liegt idyllisch. Ein Katzensprung entfernt ist der Zugang zum romantischen Babelsberger Schlosspark zu sehen. Man sieht in der Ferne die Glienicker Brücke, die Potsdam mit Berlin verbindet (und auf der in Zeiten des kalten Krieges die Agenten ausgetauscht wurden.)

Potsdam ist die Hauptstadt von Brandenburg und grenzt im Osten direkt an Berlin. Hier in der Stadt wohnt viel Prominenz, es gibt viele Altbauten und die Innenstadt ist ein Traum mit seinen historischen Sehenswürdigkeiten.

Im Stadtteil Babelsberg befindet das Haus am Babelsberger Park in leichter Hanglage mit direktem Blick auf

das Wasser. Hier sind 32 Erwachsene – Männer und Frauen mit langjährigen psychischen Erkrankungen – zu Hause. Sie leben in vier getrennten Wohnbereichen mit gemeinschaftlicher Küche, „Wohnzimmer“, Bädern und Zimmern für den Rückzug in die eigenen vier Wände. Ganz oben befinden sich die Räume der Geschäftsstelle der Theodor Fliedner Stiftung Brandenburg gGmbH.

Zur Theodor Fliedner Stiftung Brandenburg gGmbH gehören insgesamt sieben Wohnstätten, zwei Tagesstätten und drei Standorte für ambulant unterstütztes Wohnen. Die meisten der Einrichtungen liegen in Potsdam.

Im Haus am Babelsberger Park ist immer viel los. Einige der Bewohner:innen treffen sich schon morgens vorm Haus auf eine erste Zigarette oder einen Kaffee, andere laufen gemeinsam zur Bushaltestelle, um einzukaufen oder gehen täglichen Verpflichtungen nach. Im Haus am Park kennt man sich und bleibt im Treppenhaus gern auf ein Schwätzchen stehen.

Einige Attraktionen des Hauses befinden sich im Untergeschoss, das sich direkt zum Garten öffnet: Cafeteria, Kreativstube und Holzwerkstatt, Grillplatz, Sitzecken mit Liegestühlen, ein Pavillon, Kräuter- und Blumenbeete und – nicht zu vergessen – eine eigene kleine Kanustation. Von hier aus starten Mutige, um Potsdamer Gewässer zu erkunden.

Das Haus hat auch schon schlimme Zeiten hinter sich: Seit dem Neu- und Umbau zur Wohnstätte im Jahr 2002 hieß es bereits zweimal „landunter“ – nichts ging mehr. Teile des Gebäudes wurden überschwemmt und waren nicht mehr bewohnbar. Den Klimawandel bekamen alle in Form von Starkregen, der gar nicht enden wollte, hautnah zu spüren. Auch zwei Jahre danach sind einige Folgen noch immer zu sehen – Regenabflussrohre münden in den Garten, Erdhaufen türmen sich auf. Das Schlimmste ist überstanden, aber alle erinnern sich noch mit Schrecken daran.

Wir sitzen mit der Vorsitzenden des Bewohnerschaftsrats auf dem Sofa im Wohnzimmer einer Wohngruppe zusammen. Der Weihnachtsbaum ist bunt geschmückt und die Lichterkette brennt. Der Bewohnerschaftsbeirat ist ein





sperriges Wort. Gemeint ist ein kleiner Kreis von Menschen, die in der Wohnstätte leben und sich für die Interessen aller einsetzen, Kritik formulieren und Verbesserungsvorschläge machen. Thema ist dabei immer das Zusammenleben im Haus. Alle vier Jahre wird neu gewählt. Der Bewohnerschaftsrat ist das Sprachrohr für alle Bewohner:innen und hat klare Vorstellungen davon, was geht und was nicht. Die Tagesordnung ist meist bunt gemischt: Beim Treffen Anfang Januar wird Tine Bovermann – zuständig für Planung, Koordination und Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes – dazu eingeladen. Man will von ihr genau erfahren, was sich durch das neue Gesetz verändert hat. Einige wünschen sich für den Garten eine Hängematte. Außerdem gibt es Beschwerden wegen des nicht stabilen WLANs. Wie kann man da Abhilfe schaffen?

Jennifer Drust ist die Hausverantwortliche des Hauses am Babelsberger Park. Wir schauen in ihrem Büro im Erdgeschoss vorbei. Sie schaut hinter einem Stapel an Papieren hervor, das Telefon klingelt pausenlos – dennoch nimmt sie sich Zeit für uns. Sie hat erst im September bei uns angefangen und ist ein Glück für alle. Es gibt so viele Aufgaben, die zu bewältigen sind.

„Die letzten drei Monate“, so schaut sie zurück, „waren eine Herausforderung. Die Krankheitswelle mit vielen Coronaerkrankten hat im Dezember seinen Höhepunkt erreicht. Weihnachten können wir nicht nachholen, aber wir werden dafür eine Faschingswoche organisieren mit Tanz, Konfetti und allem, was dazu gehört. Die Bewohner:innen freuen sich bereits darauf. Für 2023 haben wir viel geplant. Ich will noch nicht zu viel verraten. Das Haus erwartet Veränderungen und Verschönerungen im kommenden Jahr: Die Entwässerungsmaßnahmen auf dem



Grundstück werden abgeschlossen und neues Pflaster wird verlegt. Der Garten wird neugestaltet und mit den Bewohner:innen bepflanzt. Persönlich mag ich an diesem Haus den Garten: Kurz fünf Minuten durchatmen und aufs Wasser hinaus sehen reichen oft aus, um Kraft zu sammeln.“

Unser Weg führt uns in die oberste Etage. Links und rechts gehen die Büros ab: Gebäudemanagement, Buchhaltung, IT, Personalabteilung, Geschäftsführerin, Besprechungsraum. Wir stoppen am Büro der Geschäftsführerin, Helga Hintzke. Sie ist die „alte Häsin“ hier und begann bei der Theodor Fliedner Stiftung gleich nach dem Studium. Ende 1999 übernahm sie die Arbeit in Brandenburg. Auf die Frage, was für den Brandenburger Zweig der Theodor Fliedner Stiftung ganz wichtig ist: „Einmal sind das die kleinen dezentralen Standorte, die alle einen eigenen Charakter haben. Wenn Besucher:innen sagen, wie schön wir es hier bei uns im Haus haben, freuen wir uns und sind auch ein wenig stolz. Das Wichtigste aber sind die Menschen über alle Jahre und Standorte hinweg: diejenigen, die hier leben und uns an ihrem Alltag, ihren Wünschen und Sorgen teilhaben lassen, und Kolleg:innen, Angehörige u.v.m. Alle sind Individualisten – doch immer irgendwie auch mit vereinten Kräften auf einem gemeinsamen Weg.“ ■

Wie Klima und Psyche zusammenhängen



Klimawandel bedeutet mehr psychische Erkrankungen. Daher hat sich die DGPPN (Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde) mit den Zusammenhängen von Klimawandel und psychischer Gesundheit sowie den Handlungsmöglichkeiten der Psychiatrie auseinandergesetzt und diese in einem umfassenden Positionspapier zusammengefasst.

In einer Bundespressekonferenz stellten die Vertreter der Task-Force diese zusammen mit der „Berliner Erklärung Klimawandel und psychische Gesundheit“ vor.

Mit der Unterzeichnung der Berliner Erklärung unterstützt die Fliedner Klinik Berlin die ausgearbeiteten Lösungen und Handlungsaufforderungen an Medizin und Politik: „Die Gesundheitsförderung muss in allen Bereichen priorisiert und die seelische Gesundheit konsequent einbezogen werden. Zudem muss die Politik bei der Planung der zukünftigen psychiatrischen Versorgung berücksichtigen, dass Extremwetterereignisse und klima-

wandelspezifische Belastungen zu neuen und steigenden Bedarfen führen werden“, so Prof. Dr. Mazda Adli, Chefarzt der Fliedner Klinik Berlin.

Weitere Informationen unter: www.dgppn.de/schwerpunkte/klima-und-psyche.html

Impressum:

Theodor Fliedner Stiftung
Fliednerstraße 2 | 45481 Mülheim an der Ruhr
Fon (0208) 48 43-0 | Fax: (0208) 48 43-105
E-Mail: info@fliedner.de

Redaktion: Claudia Kruszka, Niclas Kurzrock, Laura Neumann,
Ekaterina Vassilevski, Philip Weyer

Fotos/Grafiken: Theodor Fliedner Stiftung, privat,
AdobeStock, ©Felix Zahn/photothek.net

www.fliedner.de